Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 34 (1930-1931)
Heft: 17

Artikel: S-O-S!
Autor: R.B.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-670467

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

rich gab der Vertreter der Mädchenhandelsschule, Prorektor Reinhold Heß, dem ehemaligen Lehrer und Schulleiter Johannes Schurter das Zeugnis, daß hervorragende Begabung und reiches pädagogisches Empfinden ihn für die Lebensstellung, die er bekleidete, prädestiniert haben, daß er stets das leibliche und seelische Wohl der Schülerinnen auch nach dem Austritt aus der Lehranstalt zu fördern trachtete, und daß er half in aller Stille mit Rat und Tat.

Gern und anerkennend gedenkt die Pestalozzigesellschaft der Dienste, die Johannes Schurter ihr geleistet hat. Er gehörte zu den Gründern im Pestalozzi-Jahr 1896. Während vier Jahren führte er mit Umsicht und musterhafter Genauigkeit das Quästorat. Von 1901 bis 1912 war er Vizepräsident der Gesellschaft und von 1900 bis 1917 Präsident der Schriftenkommission. Mit seinem Freunde, Professor Adolf Vögtlin als Redaktor, leitete Schurter in der langen Reihe von Jahren die Herausgabe der von der Pestalozzigesellschaft gegründeten Zeitschrift: „Am häuslichen Herd". Wenn in den Kriegsjahren auch die Administration der Zeitschrift trotz der Schwere der Zeitläufte ihren ungestörten Fortgang nahm, so war das ein ganz wesentliches Verdienst des Präsidenten der Schriftenkommission: Johannes Schurter. Was ihn so sehr in seinem ganzen Wesen und als Mensch charakterisierte, das zeigte sich auch, als er sichern Blickes am Steuer der Zeitschrift tätig war.

Und als es sich darum handelte, zur Pestalozzifeier im Jahre 1927 einen Beitrag zu leisten durch eine Rückschau auf die dreißigjährige Tätigkeit der Pestalozzigesellschaft, da war es Johannes Schurter, der mit gewandter Feder in wahrheitsgetreuer Wiedergabe die Schilderung vollführte.

Die Pestalozzigesellschaft in Zürich ist Johannes Schurter zu großem Dank verpflichtet für das, was er für die Bildungsziele ihrer Zweckbestimmung getan hat. Sie wird ihm ein dankbar-ehrendes Andenken bewahren.

Friedrich Zollinger.

Besinnliches.

Von Ilse Franke.

Wer seine Aufgabe gefunden hat und seine Arbeit liebt, der ist wahrhaft frei.

*

Daß die Menschheit sich für so ungeheuer klug hält, ist der schlagendste Beweis für die Größe ihrer Dummheit.

*

Glück? Die freudige Bejahung der Ganzheit unseres Lebens.

*

Ein innerlich wirklich selbständiger und unabhängiger Mensch ist eine so große Seltenheit wie ein weißer Rabe unter den Vögeln.

*

„Güte ist Dummheit," sagen die Weltklugen, selbstsüchtig Kalten. O nein, Güte ist höchste, feinste Klugheit, ist wahre Weisheit und das Geheimnis eines fruchtbaren, glücklichen, königlich reichen Daseins auf der Sonnenseite des Lebens.

Eine Ehe, die gelöst werden kann, ist niemals eine wahre Ehe gewesen.

*

Der Trotzige will andere strafen und straft sich selbst.

*

Wer sich für einen Menschenkenner hält, wird selten ein Menschenfreund sein.

*

Der sogenannte „gesunde Menschenverstand" läßt oft genug auf ein verkrüppeltes Herz schließen.

*

Nur „Leute" pflegen ganz korrekt zu sein. Zum wirklichen „Menschen" gehört ein Stücklein Narrheit, eine Art irdische Heimatlosigkeit.

*

Bildung ist mehr eine Eigenschaft des Herzens als des Kopfes.

S—O—S!

Zwischen See und Seemann geht ein ewigwährender Kampf. Aber wie sehr auch der Mensch das Element zu zwingen glaubt, die See ist erbarmungslos immer die Siegerin, die See ist mächtiger als Mensch und Schiff. Wie schon den Alten das Meer die furchtbar-geheimnisvolle Gottheit, so auch ist es noch heute dem Seemann übermenschlich — außermenschliche Gewalt. Und es gibt keinen, wie sehr er auch lachen und prahlen mag, dem nicht im

Grunde des Herzens die Furcht wohnt vor diesem verschlagenen, heimtückischen und doch immer wieder verführerischen Wesen, das wie aus einer bloßen Laune heraus das Antlitz wechselt und Mensch und Schiff, die es eben noch freundlich gewiegt, hinabzieht in seinen Schoß und erstickt.

Diese Feindschaft zwischen Meer und Mensch ist es, die unter Seeleuten eine Kameradschaft, eine Bruderschaft hat erwachsen lassen, wie sie völlig einzigartig, einmalig und grundsätzlich verschieden ist von der jeder andern Gemeinschaft, unbegrenzt durch Nation und Jahrhundert. Sie ist so alt wie die Schiffahrt und wird dauern mit ihr. Sie umschließt die Mannschaften aller Schiffe aller Völker; und doch ist diese Kameradschaft die exklusivste aller Gemeinschaften der Welt. Da steht der Kapitän, der sein Schiff sicher durch einen Kap-Horn-Sturm gebracht, neben dem Fischerjungen, der eine Nacht lang auf dem Kiel seines Ewers durch die Nordsee geritten ist, neben dem Großadmiral, der Flotten in die Schlacht geführt hat, so ruhig wie ein Knabe sein Segelboot über die Regentonne, neben der alten Teerjacke, der die Isländische See die Knochen hat steif gemacht. Zu dieser Bruderschaft gehören eben alle die, die Mitkämpfer sind gegen die unüberwindlich-grausame Herrschaft der See. Kämpfer!

So führt diese Gemeinschaft auch ihren eigenen Ehrenspiegel, mit keinem am Lande vergleichbar. Der Grundzug dieser fast romantischen Bruderschaft ist Ritterlichkeit, Hilfsbereitschaft bis zum Letzten. Ein Seemann steht zum andern, ein Schiff hilft dem anderen, wenn es in Not. Wo der Hilferuf S-O-S (Save our souls = rettet unsere Seelen) über See hinzittert, fallen die Wände, schweigen Haß, Scheelsucht, Eigennutz, Standesdünkel und Flaggenstolz, steht Mensch neben Mensch. S-O-S ist der große Kampfruf gegen die See. Es gibt keinen Ozeanriesen, und wenn er noch so viel Tausende von Franken an Kohle verfrißt, der auch nur einen Augenblick zögern würde, jenem Rufe Folge zu leisten. Es gibt kein Schiff, und trüge es die kostbarsten Lasten, das sich je wieder in einen Hafen wagen würde, wenn es ein Schwesterschiff ohne Hilfe in Not gelassen. Ja, selbst der Krieg vermag dieses ungeschriebene Gesetz nicht zu brechen.

Als am 9. September 1922 der deutsche Dampfer „Harmonia" vor der spanischen Küste kenterte, folgten seinem Hilferuf vier englische Schiffe. Als am 20. Januar 1926 der englische Frachter „Laristan" im Atlantik leck sprang, hielt die „Bremen" einen Tag und eine halbe Nacht bei ihm aus und versuchte immer wieder zu helfen. Zwar nur sechs Mann wurden gerettet, aber jene Bruderschaft der See hatte sich wieder einmal bewährt, dazu bewährt unter Menschen, die vor einigen Jahren noch sich Feinde nannten.

Wenn die Fischer der Yorkshire-Küste von wilden Sturmnächten zu erzählen beginnen, sind sie bald auch bei der Nacht des letzten Donnerstags im Oktober 1914. „Bei Jonas, Herr, solch einen Höllentanz hat es nicht wieder gegeben. Ein Nordoststurm, daß einem die Zähne im Halse wackelten. Die Schiffe im Hafen zusammengefegt wie altes Kaff. Dazu die Minen, die der Wind draußen losriß und auf die Felsen warf. Alle Augenblicke ging solch ein Teufelsei hoch, daß uns die Fensterscheiben und Dachziegel nur so um die Ohren flogen. Ein Donnern die ganze Küste entlang, als ob die verdammten Germans schon draußen lägen und ihre Kanonenmäuler aufgerissen hätten wie nicht klug. Bei Jonas, Herr, ein Höllentanz!"

In dieser Nacht und an dieser Küste dampfte das englische Lazarettschiff „Rohilla", ein gutes Schiff von 8000 Tonnen und 220 Mann Besatzung, nach Süden. Es war zwar ein Wagnis, so dicht unter Land zu halten, bei dem auflandigen Wind, und zumal da die Leuchtfeuer der Kriegsgefahr wegen zum größten Teil gelöscht waren. Und doch war es immer noch das kleinere Übel. Denn in solch einer Nacht weiter draußen zwischen den Minenfeldern sich durchzuwinden? So wurde es eine atemlose Fahrt auf der schmalen Grenze zwischen zwei Toden. Und noch dazu mit fast verbundenen Augen!

Kein Wunder: In den frühen Morgenstunden des Freitags lief die „Rohilla" etwa dreiviertel Meile von Whitby auf Felsen. Das Schiff holte über. Eine gewaltige See raste über Deck. Dreiundsiebzig Mann fielen gleich diesem ersten Schlage zum Opfer, und für lange Zeit schien es, als sei damit die Liste der zum Tode Verdammten noch nicht geschlossen. Die Rettungsboote, die man auf die ersten Notsignale hin von Land aus zu Wasser zu bringen versucht hatte, wurden von der Brandung zurückgeworfen. Der Raketenapparat vermag die rettende Leine nicht gegen den Sturm anzuzwingen. So geht es den ganzen Freitag, den „schwarzen Freitag", wie sie ihn nennen. Drei-

viertel Meile nur, und doch ein unüberbrückbarer Abgrund. Drüben die in der stoßenden, krachenden Eisenschale Eingeschlossenen mit der Gewißheit vor Augen, daß keine Macht der Welt ihnen Hilfe bringen könne. Hüben die Leute am Ufer, die Fischer, Soldaten und Bürger: mit tränenden Augen starren sie hinaus in das rasende Dunkel, sie glauben fast die Schreie der Verzweifelnden zu hören und müssen doch dastehen mit gebundenen Händen. Sie können nichts anderes tun, als droben auf der Klippe ein Feuer anzünden, ein tröstliches Lichtzeichen in der Nacht für die da draußen. „Wir sind da! Wir denken an Euch! Wir leiden mit Euch!"

Der Sonnabendmorgen dämmert. Die Leute am Ufer können sich nicht damit bescheiden, untätig zu sein. Sie versuchen noch einmal, das Rettungsboot von Whitby zu Wasser zu bringen. Und es gelingt! Durch Brandung und Riff zwingen sie es hinaus. Freiwillige sind es, Männer, in denen der Geist der Kameradschaft auf See jeden Gedanken an den Tod verdrängt. Sie alle kennen nur einen Feind: die See. Aber noch ist dieser Feind übermächtig. Sie kommen nicht heran. Sie müssen zurück. Vergebens. Wild heult der Sturm: Sieger!

Doch dann geschieht das Neue, Unerwartete. Es ist, als habe der Mut zum Übermenschlichen auch denen da drüben die Glieder gesteift. Oder ist es Verzweiflung? Irgend jemand an Deck der „Rohilla" beginnt zu winken. Dann kommt seine Stimme durch das Semaphor:

„Achtung! Wir versuchen zu schwimmen!"

Fünf herzabdrückende Minuten vergehen. Dann flattert ein Angstschrei über die Menge am Ufer. Drüben ist Einer über Bord gesprungen. Jetzt ein Zweiter! Ein Dritter! Sie schwimmen! Drei dunkle Bälle werden von den Wellen hin und her geworfen, verschwinden, tauchen wieder auf, aber sie kommen näher. Sie kommen näher, kommen an Land, sind gerettet!

Das war der Anfang. Durch Stunden hindurch, den ganzen Tag lang immer wieder wagen es Neue. Zu Zweien, zu Dreien springen sie in die eisige See. Dreiviertel Meilen nur! Ewige dreiviertel Meilen! Wäre es nicht so bitterer Ernst, es könnte fast ein Wettspiel sein, ein Wettspiel mit dem Tode. An der ganzen Küste warten die Fischer. Mit Stangen und Tauen stehen sie in der Brandung und ziehen die Halberschöpften heraus. Fünfzig der „Rohilla"-Leute haben den Sprung gewagt, einundvierzigen ist er gelungen, neun sind vor den Augen der Gebliebenen und der Retter versunken.

Und wieder kommt eine Nacht. Jeden Augenblick kann das Schiff auseinanderbrechen. Aber immer noch klammern sich Hoffende an das kümmerliche Wrack. An Land hat man einen Scheinwerfer aufgefahren. Unbarmherzig reißt er die Stätte des Grauens ins grelle Licht.

„Wir sollen wenigstens sehen, wie der Tod uns anpackt!"

Nein! Nicht diesen Hohn der Verzweiflung!

Um drei Uhr nachts schreit wieder ein Semaphor gegen den Sturm an. Dieses Mal von Land aus. Neue Hoffnung. Der Wind ist herumgegangen auf Südost. Dem Motorrettungsboot „Henry Vernon" aus South Shields ist es gelungen, den Hafen zu verlassen. Fünfzig Meilen, wenige Stunden noch, und ihr seid gerettet! Fünfzig Meilen? Gegen Sturm und See? Fast neun Stunden, neun lange hoffnungszitternde Stunden dauert es. Aber die tapfere kleine „Henry Vernon" beißt sich durch, zwingt sich längsseit der „Rohilla", begrüßt von wilden, irrsinnigen Freudenschreien der schon halb Gestorbenen. Trotz der steifen See gelingt es, die Gebliebenen herüberzubekommen. Nur der Kapitän steht noch an Bord.

„Fehlt jemand?" ruft er hinüber.

„Alles hier!" kommt es zurück.

Da plötzlich erinnert sich einer:

„Die Katze, Kapitän! Kitty!"

Wortlos geht der Kapitän noch einmal über Deck, steigt hinauf zum Ruderhaus und verläßt dann erst das Schiff.

Gerettet!

*

Die englischen Fischdampfer aus Swansea pflegen bei der Rückkehr von Fangreisen im Atlantik zunächst die irische Westküste anzusteuern, um dort die genaue Schiffsposition zu bestimmen und dann erst den Kurs nach Süden und in den Bristol-Kanal zu nehmen. Es ist jene wildzerrissene Felsen- und Inselküste, die frei geöffnet der Wucht der atlantischen Dünung, umwittert von Stürmen, verhüllt von Nebeln unheimlich urweltlich, einsam nur wenigen armseligen Fischerhütten Raum gibt.

Diese Küste steuerten in der Sonntagsnacht, des 14. Februar 1926 drei englische Fischdampfer, die „Tenby Castle", „Cardigan Castle" und „Rotherslade Castle" an. Ein Südweststurm hatte die See zu unheimlicher Höhe auf-

gewühlt. Dazu verhing dicker Nebel jede Sicht. Die Dunkelheit stand zum Greifen.

Die „Tenby Castle" versuchte mit langsamer Fahrt vorsichtig tastend sich in das Inselgewirr zu schieben, um irgendwo wenigstens einen vorläufigen Schutz vor der wütenden See zu finden. Plötzlich, morgens um fünf Uhr, ein wildes Krachen im Vorschiff, über das Heck kommt die See: aufgelaufen! Die Maschine wurde „aufs Äußerste" rückwärts geworfen. Zögernd und knirschend schob sich der Dampfer wieder herab von dem Felsen. Doch nun sah man erst das unheilbare Leck, das man sich gerissen. Zehn Minuten nach fünf Uhr schon knatterte der Funker sein S-O-S hinaus in den Nebel. Man ließ den Anker fallen, in 35 Faden Wassertiefe. Das war aber auch die einzige sichere Angabe über den Ort, an dem man sich befand. Ringsum Nacht und Nebel. Fackeln wurden angezündet, um vorbeifahrende Schiffe oder Menschen irgendeines unsichtbaren Landes aufmerksam zu machen. Umsonst. Um sieben Uhr schon zeigte das Rollen und Schlingern des Schiffes, daß das Ende nahe. Das Boot wurde zu Wasser gebracht. Ein letzter Funkspruch ging hinaus: „Tenby Castle" sinkt. Wir verlassen das Schiff."

Aber noch war es nicht so weit. Keine Hand vor Augen zu sehen. Dazu der Seegang. Das schwere Boot war kaum zu manövrieren. Es knirschte und krachte gegen den Stahlrumpf des Dampfers. Es bäumte sich hoch, mit plötzlichem Ruck zerriß es die Fangleine und trieb achteraus. Zwölf Mann standen an der Reeling, und unter ihnen sank das Schiff.

In diesem Augenblicke letzter Not beging einer der beiden Heizer eine wahrhaft mutige Tat, eines jener vielen ungerühmt gebliebenen Heldenstücke. Mit einem Satze stieß er über Bord, schwamm dem Boote nach, schwang sich hinein. Eine Leine flog zu ihm herüber. Zwölf Menschen sahen wieder Hoffnung. Aber wenn er den Flüchtling nicht mehr erreicht, wenn er nach der Lee hinweggetrieben würde? Hilflos, wie eine Feder, während dort oben die Genossen die Sekunden gezählt, die ihn und damit auch sie vom Tode trennten?

Genug, man verließ das Schiff. Immer noch stand eine schwere See, ein steifer Wind und ein harter Strom. Dazu war das Boot mit zwölf Mann reichlich belastet. Um halb neun — es dämmerte grau und trostlos — hatte man etwa eine Meile gerudert, als die „Tenby Castle" sich noch einmal hoch aufbäumte und hinter einer Wolke Dampf in die Tiefe ging. Noch eine halbe Stunde harter Ruderarbeit, und dunkel lösten sich aus dem Nebel die steilen Wände einer Felsenküste. Späterhin, nach mühevollem Suchen eines Landeplatzes, tauchte ein winziges Fischerboot auf, das sie in einen schmalen, versteckten Hafen hineinwinkte. Man war auf der kleinen Insel Inishturk. Drei Tage noch währte die Robinsonade bei den Fischern, erst am vierten ließen Wind und See die Überfahrt nach dem Festland und damit die erste Nachricht von der Rettung der Schiffbrüchigen zu.

Der Notruf der sinkenden „Tenby Castle" hatte auch die beiden Schwesterschiffe erreicht, die ohne Zögern die Suche nach Dampfer und Mannschaft aufnahmen, obgleich es von vornherein ein kaum aussichtsreiches Unterfangen schien, da der Standort der „Tenby Castle" nur zu erraten war. So suchte die „Cardigan Castle" rund zwanzig Meilen südlicher zwischen den Inseln bei Slyne Head, suchte den ganzen Sonntag über selbst zu einer Zeit noch, als die Leute der „Tenby Castle" schon längst in Sicherheit waren, suchte trotz Sturm und See, trotz Riffen und Strömungen und wurde am Ende selber ein Opfer dieser totgetreuen Kameradschaft. Um 11^{30} Uhr nachts fing die „Rotherslade Castle", die etwas nördlicher gekreuzt hatte, plötzlich ein neues S-O-S-Signal auf: „‚Cardigan Castle' aufgelaufen und sinkt." Erneutes Suchen dieses letzten der drei Kameraden. Aber auch hier vergebens.

Am nächsten, am Montagmorgen, fanden Fischer von Clare Island (30 Meilen nördlich Slyne Head) ein treibendes Boot mit einem halbtoten Manne und einem Hunde. Es war einer der Leute der „Cardigan Castle". Er berichtete: Nachdem das Schiff aufgelaufen und hoffnungslos leck geworden, hatte man auch hier das Boot zu Wasser gebracht. Er selber war hineingesprungen. Dann aber hatte sich das Boot losgerissen. Noch ein zweiter Matrose sprang nach und ertrank. Auch der Hund ging ins Wasser, wurde aber aufgefischt, und so trieben die beiden die Nacht hindurch, fast wie zum Hohn, gerade über die Stelle hinweg, an der vor nur wenigen Stunden die „Tenby Castle" hinabgegangen war.

Der Mann und der Hund blieben die einzigen Überlebenden der „Cardigan Castle". Am

Tage darauf wurden zwei Leichen angespült an der Südküste der Clewe Bay. Die eine war der Funker des Fischdampfers. Bei ihm fand man ein Tagebuch und darin ein in fliegender Eile gekritzeltes Testament. Und noch eine dritte Spur fand sich, eine Spur, die das Ende der „Cardigan Castle" fast mit etwas Geheimnisvollem umgibt: ein Stück Brett, auf das die Worte geschrieben waren: „Wir drei auf einer Insel, die High Island heißen soll. Schiff gesunken vor der Clifden Bay." Aber trotzdem sogar ein Flugzeug zur Suche ausgesandt wurde, kein Überlebender wurde mehr gefunden. Was geschehen war nach dem Untergang des Dampfers, läßt sich unschwer erraten. Ein Teil der Leute versank mit dem Schiff. Andere versuchten, um ihr Leben zu schwimmen. Wenige retteten sich auf festes Land, ein winziges unbewohntes Felseneiland, retteten sich, um — zu verhungern.

S-O-S . . .

Es ist gut, in Stunden, da alles uns scheinbar wohl will, sich dieses Signals zu erinnern, sich zu erinnern, daß etwas mächtiger ist als Stahl und Eisen, als die Rechnungen des Schiffbauers und Ingenieurs, mächtiger als der Mensch. Es ist gut, sich zu erinnern, daß auch unser eigenes Lebensschiff jederzeit leckschlagen kann, daß auch wir einmal das S-O-S-Signal hinaussenden müssen. Hoffen wir, daß auch wir dann dieselbe Kameradschaft finden, wie sie echte Fahrensleute einander halten in Zeiten der Not, daß unser S-O-S-Signal die Ohren des Herrn der Welten und Meere erreicht.

R. B.

Herrn Winfreds Meerfahrt.

Herr Winfred fuhr mit schwarzem Schiff,
er wollte fahren nach Islands Riff,
er wollte holen die Braut zur See,
das bracht' ihm gräßliches Todesweh;
hoch schlagen die Wogen am Borde.

Herr Winfred hoch am Maste stand,
er trug ein funkelndes Stahlgewand,
das blitzte hinunter und strahlt' und glimmt',
die Nixe auf brausender Welle schwimmt;
hoch schlagen die Wogen am Borde.

„Herr Winfred, komm in mein Schlößlein blau!
Ich will dich letzen mit Perlentau;
du hast einen Helm von Golde klar,
viel goldner flutet dein Lockenhaar." —
Hoch schlagen die Wogen am Borde.

Herr Winfred sprach: „Du falsches Bild!
Ich mag nicht tauchen ins Meergefild,
du hast einen Leib halb Maid, halb Fisch
und wohnst im kochenden Strudelgezisch." —
Hoch schlagen die Wogen am Borde.

Da wurde die Fei zur Wog' in Hast
und leckte hinauf am schwarzen Mast,
mollt' lecken hinab den Ritter gut;
der stand und lachte im trotzigen Mut —
hoch schlagen die Wogen am Borde.

Da wurde die Fei ein grimmer Nord,
schlug brüllend an Bug und Steuerbord,
sie schlug den Mast in Stücke drei,
Herr Winfred stand und lachte dabei —
hoch schlagen die Wogen am Borde.

Da wurde zum Fische die schöne Fei
und schwamm an dem Schiffe und war ein Hai,
sie sah wohl hinauf mit dem Aug' voll Wut,
Herrn Winfred gerann sein Herzensblut —
hoch schlagen die Wogen am Borde.

Und er schwang den Speer um das Haupt im Flug,
und er schoß ihn im Zorn durch des Tieres Bug,
und als es zuckt' in des Todes Qual,
da sah es hinauf zum letztenmal —
hoch schlagen die Wogen am Borde.

Und als ihn der Blick der Feie fund,
da ward Herr Winfred ein Stein zur Stund',
und als sie erfaßte des Auges Bann,
da ward zu Steine so Maus als Mann —
hoch schlagen die Wogen am Borde.

Da ward zu Steine so Mast als Kiel
und stand als Felsen im Wellenspiel.
Noch steht Herr Winfred und schaut vom Bord,
und ewig funkelt das Auge dort;
hoch schlagen die Wogen am Borde.

Moritz Graf von Strachwitz.